

(Nachdruck verboten.)

46] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Hyan.

Ella, die nicht geschminkt war und jetzt, wo sie zu weinen aufgehört hatte, sehr blaß aussah, wurde auf einmal glühend rot. Die ihr fast schon zur Gewohnheit gewordene Schmach ihres jungen Lebens brannte plötzlich wie Feuer in ihrer Seele. . . Sie sah den Mann, der an dem Unglücksmorgen bei ihr gewesen und der ihr doch so fremd war, jetzt so deutlich vor sich, als stände er neben Kurt von Solfershausen im Zimmer; und sie stotterte und fand die Worte nicht zusammen, als sie bis auf diesen einen Umstand wahrheitsgetreu berichtete, was, soweit sie selbst es gesehen und von anderen gehört hatte, an jenem Morgen in ihrer Wohnung vorgefallen war.

Kurt hörte an der Unsicherheit dieser Stimme, die er so genau kannte, daß sie mit etwas hinter dem Berge hielt. Das machte ihn noch vorsichtiger. . . und sein Instinkt, der noch ein wenig von der Eiferucht von damals behalten hatte, witterte häßliches, das nicht Liebe war, aber sich dafür ausgab. . . Ella entglitt ihm dadurch wieder. Er wußte doch, daß sie sich prostituiert hatte, nur sein Verstand verzog ihr das. Aber sein Herz sprach anders und war vorläufig unverföhlich. . .

Schließlich wurde er so besungen, daß Ella es merkte und einsah, wie wenig ihr die Verheimlichung ihres schimpflichen Gewerbes nützte.

Mit einem wehen Aufschluchzen sagte sie:

„Ich konnte doch nicht anders! . . . was sollte ich denn machen?! . . .“

„Arbeiten!“, sagte er hart.

„Aber ich habe ja . . . da . . . da!“ Sie rannte an einen Kasten und holte ein blaues Heftchen heraus, daß sie ihm hastig reichte.

„Dienstbuch für Ella Hellwig“, las er halblaut, „also als Dienstmädchen . . .“, seine Stimme zitterte, „aber Sie hielten es doch nicht aus, nicht wahr?“

„Doch ja . . . aber der Herr! Erst war er so nett . . . und denn . . . denn mußte ich ziehn . . . und da . . . da sagte ich mir: na, das ist doch so . . . und alle wollen sie das . . . und ich habe ja doch keinen mehr, der mich liebt! . . . und sah in der Konditorei, wo die Alte kam, das Mensch! . . . und brachte mich zu der Frau! zu der, die Georg . . . Ja, ja, 's is ihr ganz recht! . . . ganz recht is es ihr! . . . und verdient hat sie tausendmal! . . .“

Während sie das sagte, hatte Ella mit ihren kleinen Fäusten auf den Tisch gehämmert. Und Kurt, der ihre regen Andeutungen und zornigen Rufe so gut verstand, als hätte er einen langen, ausführlichen Bericht über alle die Verbrechen gelesen, die an diesem armen Kinde verübt waren, fand sie mit ihren zornig blitzenden Augen wieder so schön, wie einst in ihrer jungen Liebe. . .

29.

Im Schloß der „Mörderzelle“ klapperte der Schlüssel, die Tür ging auf, und der Aufseher Pflüger, der mit der besonderen Bewachung dieses Gefangenen betraut war, trat ein. „Na, Hellwig,“ sagte er, „Sie wissen doch, daß Sie heute Verhandlung haben. Ru halten Sie man die Ohren steif. . . denn wird's auch gehen! . . .“

Der Gefangene, der die blaue Gefängnis-Kleidung trug — seine eigenen Sachen waren sämtlich als Beweisstücke von der Staatsanwaltschaft beschlagnahmt worden — erhob sich ein wenig von dem dreibeinigen Schemel, auf dem er neben dem weiß geschuerten Arbeitstisch saß. Dabei klirrte die dünne Stahlfette leise, mit der seine Handgelenke in fußbreitem Abstand gefesselt waren. Von der Stabfessel, die die Arme auseinanderhält, zum Fuß heruntergeht und dann noch an die Wand geschlossen ist, hatte man Abstand genommen. Der Gefangene hielt sich ja so ruhig, daß kaum etwas zu befürchten war hinsichtlich seines eigenen Lebens oder der Sicherheit der anderen.

Und sein Gesicht, in dem freilich niemand mehr den einstigen Knopfrücker Georg Hellwig erkannt hätte, blickte

mit einem Ausdruck, der ein Lächeln sein sollte, zu dem alten Aufseher hin, der seit beinahe vierzig Jahren Gefangenenwärter war, sich aber trotz seines Greisenhaares und des weißen Schnurrbartes noch wie ein Jüngling hielt. . .

„Warum wollten Sie denn den Besuch von Ihrer Schwester nicht annehmen, Hellwig? . . . Sie hat doch so sehr geweint, wie sie nach Ihnen fragte. . . warum denn nicht?“

Georg Hellwig sah vor sich hin, er antwortete auch nicht gleich. Dann wie nach reiflichem Ueberlegen erwiderte er:

„Erst muß ich wissen, wie ich dran bin, Herr Pflüger. . . eher nicht! . . .“

Der Beamte schüttelte den Kopf.

„Sie sind 'n merkwürdiger Mensch. . . begangen haben Sie die Tat doch! . . . na, und da — —“, er hielt inne, fuhr aber, wie er des Gefangenen Augen plötzlich mit so sonderbarem Ausdruck auf sich gerichtet sah, eilig in seiner Rede fort, „man kann's ja nie wissen! . . . Beim Jeschworenen-gericht is alles möglich! . . .“

„Auch 'ne Freisprechung?“, fragte Georg lauernd.

Der Beamte sah wieder den Blick dieser grauen Augen, die ihren blauen Schein so ganz verloren hatten. . . Seit Jahren war es sein Amt, die Unglücklichen zu bewachen, die in dieser Zelle saßen. Und da hatte er das immer wieder beobachtet: manche brachten ihn schon mit in die Zelle, diesen sonderbaren Blick, die anderen hatten im Anfang Menschenaugen wie jeder. . . Aber plötzlich, an irgendeinem Tage, ohne erkennbare Ursache, da war es, als seien diese Augen ausgewechselt gegen die eines vernunftlosen, argwöhnischen und ungebärdigen Tieres. . . Bei einigen, besonders bei den Lustmördern, da war das so auffallend, so erschütternd für jedermann, daß man sie zur Beobachtung in irgendeine Irrenanstalt brachte, von wo sie dann meistens nach einigen Wochen zurückkehrten in diese Zelle hier, während sich unten in ihren Akten der Vermerk eingetragen fand, daß die Ärzte keine Spur irgendeiner Geisteskrankheit feststellen können. . . sie waren ja auch gar nicht verrückt, o nein, daran dachte auch der alte Aufseher Pflüger keinen Augenblick! Nur so merkwürdige Ideen hatten sie. . . der eine glaubte, er sei kleiner geworden und wiederholte das fortwährend, ein anderer verlangte einen Spiegel, und weil er den doch nicht kriegte, nahm er ein Stück Klosettpapier, stellte es auf den Tisch gegen die Wand und sah hinein, fortwährend, dabei den Schnurrbart drehend, oder das Haar scheitelnd. . . Jeder hatte so 'ne Idee! . . . Und das waren nicht etwa Sinneslaunen, nein, sie machten es ganz unauffällig, man merkte es kaum, wenn man nicht sehr aufpaßte. . .

Der alte Pflüger sprach darüber auch mit niemand, außer mit seiner Frau, der er alles anvertraute, weil sie zu schweigen verstand. . . Eines Abends kam er nach Hause — sechs Wochen mochten es her sein, seit Georg in seiner Obhut war — und sagte: „Du Olja, ich hab Dir doch von den Hellwig erzählt. . . nu hat er's auch!“ . . . Sie belegte ihm gerade eine Stulle mit Schladmurst und erwiderte in ihrer freundlich teilnehmenden Art: „So. . . was hat er denn?“ . . . „Na den Blick, Du weißt doch! . . . Paß mal auf, jetzt macht er bald was! . . .“ „Wenn Dir bloß nich noch einer mal was tut, Vater! . . .“ „Ach, Unsinn! . . . Kann er doch nicht! Is doch gefesselt! . . . Un auch sonst! . . .“ Er biß in das Brot mit seinen Zähnen, die noch so gut und glänzend waren, „aber mich soll's doch wundern, was er machen wird, der Hellwig! . . .“

Und Georg machte etwas ganz Unerwartetes, er fing an, von seiner Freisprechung zu reden. In aller Ruhe, ohne Aufgeregtheit; auch jetzt eben sagte er wieder:

„Es is ja nich bestimmt, nich wahr, Herr Pflüger, aber . . . es is doch ziemlich wahrscheinlich! . . .“

Der alte Mann wußte nicht recht, was er erwidern sollte, aber er vermied es grundsätzlich, seine Gefangenen zu reizen. . . Denn wozu? Den armen Kerls konnte man ja ruhig ihre fixe Idee lassen, sie mußten ja doch bald weg! . . . Aber die meisten wurden erst so, wenn das Urteil gesprochen war. . . der hier, der Hellwig hatte seinen Knack jetzt schon weg! . . .

Ob er ihm mal sagte, daß seine Braut dagewesen war und fürchbaren Kravall gemacht hätte? . . . War natürlich

abgewiesen worden! 'ne Schnepfel . . . Etwas kann doch nicht zugelassen werden! . . .

Auffseher Pflüger war sich bewußt, daß er das nicht sagen durfte, aber er wußte auch, daß er sich mancherlei erlauben konnte, was einem anderen glatt das Genid gebrochen hätte . . . Und dann war es nicht etwa ein übergroßes Redebedürfnis bei ihm, oh, er konnte haushalten mit dem Wort, das merken die von den Gefangenen, die ihn durch ihre Nachlässigkeit und Niederlichkeit erzürnten, am besten! . . . Nein, es war mehr so eine Art wissenschaftliches Interesse! . . .

Alle, die sich auf die Bank legen mußten, von der keiner wieder aufstand, prüfte er so von Zeit zu Zeit auf ihre Empfindungsfähigkeit. Er hatte sich da eine Theorie gebildet; je näher die Todesstunde kam, desto mehr lebte in den meisten der Mensch wieder auf. Darum war er auch fast bei jeder Hinrichtung zugegen . . . Er mußte doch sehen, wie sie sich auf ihrem letzten Wege benahmten . . . Der Hellwig, na, ihm schien, als würde der fest bleiben . . . Bis jetzt hatte sich der eigentlich wie ein Stoch verhalten . . . Er mußte doch mal sehen:

„Hellwig!“

Der Gefangene hob ein wenig den Kopf,

„Ihre Braut war gestern hier!“

Der Gefesselte hörte auf.

„Meine Braut?“

„Ja sone große Schwarze mit 'n blaßes Gesicht un ganz mager! . . .“

Wie von unsichtbarer Gewalt in die Höhe geschneilt, stand Georg Hellwig da, auf einmal in seiner ganzen Größe. Das bleiche Antlik, in dem die große Nase und das kantige Kinn jetzt noch schärfer hervortraten, kehrte er dem erschrocken zurücktretenden Aufseher zu, und sagte nur das eine Wort: „Adele!“

„Ja, so hieß sie woll,“ meinte der Beamte etwas kleinlaut, denn er wünschte jetzt doch, er hätte diese Mitteilung lieber unterlassen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

5] Der Totengräber.

Von Josef Ruederer.

Der Wirt war ein verbissener, griesgrämiger Mensch, der viel Unglück in seinem langen Leben gehabt hatte. Er verstand sich schlecht aufs Spaßmachen. Seine Kneipe, ein niederes, verwahrlostes Haus mit erloschenen Fenstern und blafroten Vorhängen dahinter, war verrufen im Dorfe und konnte neben dem Hauptgasthaus nicht recht bestehen. Aber dem gutenENZIAN, den Vater Gobinger brannte, verdankte er einige Gäste von der Seßhaftigkeit des Großvaters. Dieser Feuertrank brannte dem Alten wohlthig durch den Körper und weckte oft längst verstorbene Erinnerungen in dem eingeschrumpften Schädel, wenn er den Enkel auf dem Schoße hielt.

„Paß auf, Andreßl,“ raunte er, „paß auf, Bub. Magst a amal a Totengräber werden? Willst?“

Und wenn der Knabe nickte, fuhr er befriedigt fort:

„Aber a solchener muß werden, wie dei' Großvater einer war. Gelt, Andreßl, gelt? Denn bei mir da san die Leut noch ehrlich ein'graben worden. Jedem hab' ich sei' Gebet herg'sagt, jedem hab' ich a Weihwasser geben und noch extra a Rosmarinzweigel nunt'erg'worfen beim Eingraben, und hab' bet't, daß ihn unjer Herrgott 'rausholt bei der ewigen Auferstehung. Und wen hab' i net alles eingraben die einundvierzig Jahr, wo ich Totengräber war! Feine Leut, schöne Leut! Zwei Herrn Landrichter, drei Herrn Pfarrer, ein' Herrn Kooperator, ein' Herrn Forstmeister, und a jeder war a Frieden mit mir, a jeder.“

Auf einen solchen Erguß mußte er sich schon einen gehörigen Schluß leisten, ehe er wieder fortfahren konnte.

„Gast schlechte Menschen a ein'graben, Großvater?“ fragte der Junge.

„I hi, grad gnuat!“

Er sah sich vorsichtig um.

„Ehau'n Gobinger an,“ wisperte er. „Dem seiner Tochter ihren Liebhaber hab i eingraben und sein' ältesten Bub'n dazu!“

„Was haben's denn tan?“

„A Raubmord haben's begangen am Loisinger Bauern, und da drauß'n vor der Tür san's von die Gendarm' derschossen worden, weil's haben ausreichen wollen. Nur ein'n haben's derwoischt, n' Gobinger sein Jüngsten. Der hodt heut no.“

Der Knabe hörte aufmerksam zu.

„Die hat alle der Herr Meier heim'g'sucht?“ fragte er plötzlich. Der Alte wurde ängstlich bei dieser Frage.

Der Herr Meier . . . der Herr Meier! Was soll des heißen? Des is so a verlogene Geschicht von dein'm Vater.“

„Glaubst Du net an'n Herrn Meier?“ fragte schüchtern das Kind.

Diese Frage war dem Alten gräßlich. Er rutschte auf der Bank hin und her und fing zu husten an. Aber der Knabe gab sich nicht aufzuheben.

„Gelt, Großvater, wir schau'n doch alle einmal so aus wie der Herr Meier?“ fragte er wieder.

Dieses immerwährende Fragen nach dem Herrn Meier regte den Alten auf.

„Glaub Du, was i Dir sag,“ brummte er. „Versteht mi? . . . So, und jeht . . . jeht . . . geht 'naus, Andreßl, und holst mir noch 'nENZIAN, a rechten guten, gelt, Du Hallobdi Du, Du netter!“

Er war zufrieden mit sich, denn er glaubte die ganze Unterhaltung sehr pfiffig beendet zu haben. Aber kaum war der Knabe mit dem neuen Stoff zurückgekommen, da fing er auch schon wieder an.

„Lügt der Vater?“ fragte er leis.

Blödsinnig glockte ihn der Großvater an.

„Wer sagt das?“

„Du selber, Großvater.“

Dem Alten wurde es unbehaglich.

„Mir sollst glauben,“ gröhlte er, „nei Dei'm Vater. Der wart't bloß drauf, daß er mich unter die Erde bringen kann. Aber des tußt Du net leiden, gelt, Andreßl, des tußt Du net leiden?“

Der Knabe sah ihn mit wichtiger Miene an und schüttelte den Kopf. Lachend nickte ihm der Alte zu und ließ ihn wieder trinken.

„Gast Du Dein' Vater a eingraben?“ fragte Andreßl, indem er sich den Mund wischte.

Der Alte sah ihn lauernd an.

„Warum fragst D'?“

„I weiß net,“ sagte eingeschüchtert das Kind.

„Hat Dir am End Dei' Vater 'was g'sagt?“

„Nix hat er mir g'sagt.“

Die Züge des Alten verloren ihre Spannung.

„Kann a nix sagen,“ fuhr er beruhigter fort, „i hab mein' Vater mit gutem Gewissen begraben, denn i hab ihn in Ehren g'halten bis an sein seligs End.“

Der Großvater hatte es aber bei diesen Worten vermieden zu dem Gekreuzigten in der Ecke der Schenkstube aufzublicken, den er sonst bei jeder Gelegenheit zum Zeugen seiner Rede anzurufen pflegte. Jetzt zog er den Knaben näher an sich und streichelte ihm die Wangen.

„Dör'n wir auf mit dem Gered,“ brummte er, „des führt zu nix. D' Hauptsach is, daß d'alleweil brav zu mir haltst, Andreßl, Bua. Der Großvater meint's viel besser mit Dir als Dein Vater. Glaubst Du's, Andreßl, glaubst Du's?“

Und er ruhte nicht eher, als bis der Knabe zustimmend genickt hatte. Dann war er zufrieden und trank seinen Brauntwein aus.

Damit schloß es in der Regel ab, und die Kosten einer solchen Unterredung zwischen Enkel und Großvater hatte jedesmal Meister Friedl zu tragen. Immer schauer wurde das Kind gegen ihn, wo es konnte wich es ihm aus, und in seiner unsinnigen Angst vor der Strenge des Vaters begann es zu lügen, daß man die wahren Worte, die es überhaupt noch sprach, an den Fingern herzählen konnte. Ein müder, verchlafener Zug bemächtigte sich des Knaben. Stundenlang konnte er an einer Stelle sitzen und ins Leer starren. Seinen Schulkameraden stah er ängstlich, und auch die Arbeit war dem mageren, schwächlichen Bub'n, der immer bleich an den Häusern dahinschlief, so zuwider, daß alle Prügel des Vaters ihn nicht dazu zwingen konnten.

Mit verbissenem Grimm empfand der Totengräber seine Ohnmacht. Andreßl war ihm freilich nie das geworden, was ihm der Erstgeborene im stillen Winkel noch heute bedeutete. Da fehlte es weit. Aber es war doch sein Kind, das einzige, was ihm in der zwanzigjährigen Ehe mit seiner zweiten Frau geblieben war, sein Weiterleben, seine Zukunft. Fünf Mädchen waren ihm vor Andreßl geboren worden, zwei Bub'n noch später, und nichts war von ihnen geblieben. Alle, alle hatte der Tod nach kurzer Frist wieder hinausgeführt in den Kirchhof, wo der Friedl sie einscharrte in das alte Grab seiner Vorgänger. Gleichgültig hatte er dabei immer die Erde aufgerissen, gleichgültig hatte er sie wieder geschlossen, als müßte das so sein. Niemals hatte es ihm tiefere Wunden geschlagen. Ihm war es zur Gewohnheit geworden, daß nichts ausblühen, nichts gedeihen wollte in dem grauen Hause an der Kirchhofsmauer, wo das Leben bei der einen Tür hereinkam, und der Tod bei der anderen wieder hinausging. Das war das selbstverständliche Werden und Vergehen, dem man nicht länger nachgrübelte. Als er aber das letzte vor kaum einem Jahre der Erde übergeben hatte, da fühlte Meister Friedl mit einem Male, daß ihm das fortwährende Einscharren der eigenen Kinder plötzlich zu viel wurde, daß es ihn müd machte, und er sah sich um, was ihm bei dieser Arbeit im Laufe der Jahre eigentlich verblieben war. Der einzige Andreßl! Und mit ihm zugleich die Aussicht auf ein neues, keimendes Leben im Mutterleib. Weides stimmte ihn nicht froher. Das neue Wesen war für ihn schon im Werden dem Tod und der Schaufel verfallen verfallen, und Andreßl, den saft- und kraftlosen Bub'n, den hatte ihm schon längst ein anderer geraubt — der gehörte ihm nicht mehr. Langsam und sicher war der Alte zu Werk gegangen, nur sein Tod konnte vielleicht noch helfen. Aber wann starb er? Wann, wann? Zitternd vor Wut und Erwartung hatte der Friedl schon in mancher Nacht dem Herrn Meier diese Frage in die Augen gebohrt, aber das Elekt hatte nur

höhnisch zurückgegrinst, und der Alte lebte weiter, ein Jahr nach dem andern. Ein immer wiederkehrendes Gespenst schlich er in den Gräberreihen herum, mit stieren Augen, Schritt für Schritt, und es schien, als hätte die Natur diesem wandelnden Gerippe ewige Kräfte verliehen, damit es seine furchtbare Drohung bewahrheiten konnte, die es immer wieder mit lassender Zunge verkündete: „Bart's nur, i überleb Ent noch alle!“

Wie ein finsterner Schatten legte sich auf Friedls Seele. Er verfolgte das zärtliche Verhältnis zwischen Großvater und Enkel mit wachsender Verbitterung. Alle Freundigkeit, alle Lebenslust flatterte zu nichts, wenn er merkte, daß das Kind mit jähem Eigensinn zu seinem Verfeher hielt; und einmal, da stieg ihm sogar ein Gedanke auf, der kaum gefaßt, sich sofort tiefer bohrte und immer wiederkam, so oft er die Beiden beisammen sah.

(Fortsetzung folgt.)

Suggestion und Hypnose.

Den Tatsachen der Hypnose und Suggestion steht die Allgemeinheit noch vielfach verständnislos, ja nicht selten mit einem gewissen Gefühl des Unbehagens, wie etwas Unerklärlich-Geheimnisvollem gegenüber. So werden die nachstehenden Ausführungen eines Fachmannes, des Göttinger Physiologen M. Bervorn, willkommen sein, die wir mit Erlaubnis des Verlages dem jüngst in zweiter Auflage erschienenen Bändchen „Die Mechanik des Geisteslebens“*) entnehmen.

Was verstehen wir unter Hypnose? Der Name Hypnose ist eigentlich ebenso unglücklich gewählt wie der Name tierischer Magnetismus. So wenig die fraglichen Tatsachen mit dem Magnetismus zu tun haben, so wenig haben sie zu tun mit dem Schlaf (Hypnos). Es sind im Gegenteil ganz eminente Wachzustände des menschlichen Gehirns, die wir als hypnotische Zustände bezeichnen. Es wäre deshalb zweckmäßiger, das gemeinschaftliche Moment, das alle hypnotischen Vorgänge charakterisiert, für die Namensgebung zu benutzen, und das ist die große Suggestibilität.

Was verstehen wir unter Suggestibilität? Eine Suggestion ist eine Vorstellung, die bei einer Person künstlich erweckt wird, ohne von ihr in dem normalen Umfange der Kontrolle der Kritik unterworfen zu werden. Es kann also jede beliebige Vorstellung suggeriert werden. Das Charakteristische ist nur, daß sie unbesehen angenommen und der kritischen Prüfung nicht in dem Maße unterzogen wird, wie es im gewöhnlichen Leben zu geschehen pflegt. Suggestibilität ist demnach die Fähigkeit, solche Suggestionen anzunehmen, und die Suggestibilität ist groß, wenn die Vorstellungen, die wir auf diese Weise einem Menschen geben, ganz besonders leicht und kritiklos angenommen werden. Das ist das eigentliche Wesen der Hypnose. Das Wesen der Hypnose besteht allein in einer großen Suggestibilität.

Das ist ein sehr wichtiges Moment, denn eine Suggestibilität innerhalb gewisser Grenzen finden wir bei jedem Menschen, bei dem einen mehr, bei dem anderen weniger. Kinder sind ungeheuer suggestibel. Bei den Kindern liegt die Sache so, daß die ganze Erziehung auf Suggestion beruht. Das Kind nimmt die Vorstellungen, die wir ihm geben, ohne weiteres an, ohne daß es prüft, ja ohne daß es prüfen kann, ob diese Vorstellungen, die wir ihm erwecken, und die es sich aneignet, richtig und zutreffend sind. Die ersten Stufen der geistigen Entwicklung bestehen überhaupt nur in der Aneignung derartiger Suggestionen. Alle diese Suggestionen wirken aber auch beim erwachsenen Menschen noch weiter und weiter fort, denn, was sich das Kind angeeignet hat, ist bekanntlich ungeheuer fest, viel fester, als was man sich im erwachsenen Zustand oder gar im späteren Alter erwirbt. So spielen die dem Kinde in der Erziehung erteilten Suggestionen in unserem ganzen Leben eine höchst bedeutende Rolle. Die Erweckung von religiösen Vorstellungen, der ganze religiöse Fanatismus, der in der Geschichte der Menschheit eine so unheimliche Rolle gespielt hat, ebenso politische Ideen, ja viele Ideale sind ausgebreitet worden auf rein suggestivem Wege. Ohne Kritik, oft sogar ohne die Möglichkeit einer kritischen Kontrolle, einfach auf die Ueberzeugungskraft der Autorität hin, werden solche Ideen angenommen und leidenschaftlich verteidigt. Auch im kleinen Betriebe des täglichen Lebens sind solche Suggestionen überall wirksam.

So sind Suggestionen im täglichen Leben weit verbreitet, aber man achtet nicht darauf. Die Suggestibilität fällt uns erst auf, wenn sie Grade erreicht, die aus dem gewöhnlichen Rahmen herausfallen, namentlich also, wenn infolge der Suggestion Vorstellungen, Gedankenverbindungen, Handlungen usw. auftreten, die töricht, paradox, lächerlich sind. Dann bemerken wir erst, daß die Suggestibilität groß ist, und dann fangen wir an, von einem hypnotischen Zustand zu reden. In Wirklichkeit ist der Zustand der Hyp-

nose gar nicht abgegrenzt vom normalen Wachzustand. Beide sind prinzipiell vollkommen identisch, nur etwa graduell verschieden insofern, als im Zustand der Hypnose die Suggestibilität größer ist als normal.

Ein solcher hoher Suggestibilitätsgrad ist bei vielen Menschen dauernd vorhanden. Er bildet hier das Normale, so daß man von einer besonderen hypnotischen Veranlagung sprechen kann. Die Suggestibilität kann aber auch bei demselben Individuum unter verschiedenen Bedingungen oder verschiedenen Personen gegenüber sehr verschieden sein, sie kann unter Umständen vorübergehend durch besondere Mittel gesteigert werden. Es können hier die verschiedenartigsten Methoden sich als brauchbar erweisen. Das Mittel muß nur geeignet sein, bei dem betreffenden Menschen die Ueberzeugung hervorzurufen, daß in der Tat die erweckte Vorstellung zutreffend, die verlangte Handlung zweckmäßig und ausführbar, der erwartete Erfolg wahrscheinlich oder zweifellos ist. Außerordentlich wirksam erweist sich dabei der Autoritätsglaube. Wir wissen, daß jeder Arzt auf diesem Wege ungemein suggestiv wirken kann. Das Erscheinen des Arztes, der das volle Vertrauen des Patienten genießt, bewirkt sofort, daß der Kranke sich besser fühlt. Das ist ein sehr wichtiger Umstand und äußerst wertvoll in der ganzen ärztlichen Therapie. Wenn es dem Arzt aber außerdem noch gelingt, durch besondere Mittel dem Kranken die Ueberzeugung beizubringen, die er ihm im Interesse der Krankheitsbehandlung beibringen muß, so hat er damit die Suggestibilität des Patienten um ein ganz Beträchtliches gesteigert und dadurch einen wichtigen Heilfaktor gewonnen. Ein Hypnotiseur, von dem das Publikum schon von vornherein glaubt, daß er besondere, wovon möglich geheimnisvolle Fähigkeiten besäße, hat dadurch allein schon gewonnenes Spiel, denn diese Ueberzeugung steigert die Suggestibilität ungeheuer. Der Mann braucht dann nur irgendwelche unverständliche Mittel anzuwenden, die bewährten Mittel, die in den früheren hypnotischen Vorstellungen immer mit Erfolg angewendet wurden, und sofort gewinnt die Versuchsperson die Ueberzeugung, daß jetzt etwas ganz Besonderes mit ihr vorgeht. Die gebräuchlichsten dieser Hilfsmittel sind bekanntlich das Anstarrenlassen eines glänzenden Gegenstandes, das angestrengte Laufenlassen auf das monotone Ticken einer Uhr, ein leichtes Streichen über das Gesicht oder das Festhalten der Daumen, das Fixieren mit den Augen, usw.

Die Tatsache, daß wir in der Hypnose keinen Zustand vor und haben, der etwas von dem normalen Wachzustand prinzipiell Verschiedenes repräsentiert, ist von großer Bedeutung. Wir werden infolgedessen auch nicht erwarten dürfen, daß in der Hypnose beim Menschen besondere Fähigkeiten auftreten.

In Wirklichkeit kann in der Hypnose nichts geleistet werden, was nicht von der betreffenden Person im gewöhnlichen Zustand auch willkürlich ausgeführt werden kann. Wir können wohl in der Hypnose bei einem Menschen einzelne Fähigkeiten steigern, wir können die Innervation (Nervenregung) einer Muskelgruppe verstärken, wir können bestimmte Vorstellungen durch Suggestion ganz besonders intensiv machen, aber das sind doch qualitativ immer nur dieselben Dinge, die der betreffende Mensch auch sonst willkürlich hervorrufen kann.

Wenn wir nach alledem im Zustande der Hypnose einen Wachzustand vor uns haben, so handelt es sich dabei doch ähnlich wie bei der Somnambulie nicht um einen totalen Wachzustand. Denn im Zustande der Hypnose ist wie im Zustande der Somnambulie die kritische Ueberwachung der Vorstellungen und Handlungen mehr oder weniger herabgesetzt. Darin besteht ja ein charakteristisches Moment der Hypnose. Die Suggestion wird angenommen, ohne daß sie der Kontrolle der Kritik unterliegt. Wie kommt das zustande? Wodurch wird die Kontrolle der Kritik gehemmt? Offenbar auf demselben Wege, auf dem Vorstellungen und Empfindungen überhaupt gehemmt werden. Bekanntlich werden, wenn ein Gedanke in unserem Bewußtseinsfelde auftaucht, andere gehemmt. Innerhalb gewisser Intensitätsgrenzen ruft eine Vorstellung, eine Empfindung um so stärkere Hemmungen anderer Vorstellungen, anderer Empfindungen hervor, je intensiver sie selbst auftritt, je mehr die Aufmerksamkeit durch sie in Anspruch genommen wird. In der Hypnose haben wir denselben Fall. Die große Suggestibilität gegenüber dem normalen Zustande ist es ja, die den Zustand der Hypnose auszeichnet. Die suggestiv hervorgerufenen Vorstellungen werden intensiver, infolgedessen werden auch die Hemmungen intensiver als im normalen Zustand. Die ganze Aufmerksamkeit ist auf einen einzigen Punkt konzentriert, den der Hypnotiseur bestimmt, und alles andere Vorstellungsleben verfinstert.

Nur in einem Falle werden die Hemmungen der Kritik, welche die Suggestion erzeugt, durchbrochen. Wenn nämlich die Suggestion derart ist, daß sie den Menschen in eine abnorm starke geistige Erregung versetzt, die einen gewissen Intensitätsgrad überschreitet. Deshalb ist es nicht möglich, Menschen, die im normalen Zustande eines Verbrechens unfähig sind, in der Hypnose zu einem Verbrechen zu veranlassen. Experimente haben das gezeigt. Die Suggestion einer verbrecherischen Handlung ruft eine so allgemeine Erregung hervor, daß massenhaft kontrastierende Vorstellungen und Impulse entstehen, die die Ausführung des Verbrechens verhindern.

*) Die Mechanik des Geisteslebens. Von Prof. Mag Bervorn. 2. Auflage. Mit 18 Figuren. (Aus Natur und Geisteswelt, Band 200.) Verlag von W. G. Teubner in Leipzig. Geh. 1 M., geb. 1,25 M.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

Das Schachspiel gilt als das tiefstnimmigste, edelste und geistreichste aller Spiele. Es veranschaulicht ein reines Schema der wechselseitigen Verhältnisse zwischen den Ur-elementen des Daseins, die da heißen: Kraft, Raum und Zeit (im Schach: Steine, Brett und Zugreihenfolge). Kein Wunder also, daß die Urquellen des Schachspiels im Dunkel der Jahrtausende sich verlieren, und es seit jeher einen unwiderstehlichen Reiz auf den spekulierenden Geist der denkfreudigen Schichten fast sämtlicher Nationen und Klassen der Menschheit ausübt. Diesem elementaren Reiz ist es zu verdanken, daß das Schachspiel sich überall eingebürgert hat. Es spielen heutzutage sogar die Samojeeden in Sibirien und die Vataker auf Sumatra Schach. Je höher die Kulturstufe eines Volkes, desto verbreiteter ist bei ihm das Schachspiel.

In letzter Zeit ist der edle Schachsport erfreulicherweise in erhöhtem Maße auch in deutsche Arbeiterkreise eingedrungen und hat bisher in einer Reihe von Städten zur Gründung zahlreicher Arbeiter-Schachvereine geführt. Das Schachspiel wird fast nie um Einsatz gespielt; es bewahrt also den Charakter vor dem Spielteufel. Erfahrungsgemäß pflegen Schachspieler fast nie übertriebenen alkoholischen Genüssen sich zu ergeben; das Schachspiel bedeutet also auch ein wirksames Gegengewicht gegen den Alkohol. Es bildet zudem einen der billigsten Sports.

Die Redaktion des „Vorwärts“ hat auf Anregung aus Arbeiterkreisen hin sich entschlossen, eine ständige Wochenspalte für Schach zu errichten, und mir deren Leitung anzuvertrauen. Ich werde versuchen, mein Bestes zu leisten und mein Augenmerk hauptsächlich auf praktische Belehrung lenken, damit die Leser an Spielfähigkeit und allgemeinem Verständnis des Schachspiels möglichst rasch fortschreiten, um die bürgerlichen Schachkreise mindestens einzuholen. Denn die hierzu erforderliche Begabung ist in den Arbeiterkreisen, wie ich mich in Arbeiter-Schachvereinen überzeugt habe, mehr als ausreichend.

Die elementaren Kenntnisse der Spielregeln werden hier vorausgesetzt. Wer sie noch nicht besitzt, findet sie in jedem beliebigen Lehrbuche des Schachspiels. Von der Expedition des „Vorwärts“ kann man übrigens für 20 Pf. ein vollständiges Schachspiel beziehen (Brett und Steine aus Karton). Eine gedruckte „Anleitung zum Spielen“ ist beigelegt, die für die Spielregeln und die Gangart der Steine vollauf genügt. Aus dieser Quelle sei hier nur das bestehende Diagramm zitiert, aus dem die Bezeichnung der einzelnen

a8	b8	c8	d8	e8	f8	g8	h8
a7	b7	c7	d7	e7	f7	g7	h7
a6	b6	c6	d6	e6	f6	g6	h6
a5	b5	c5	d5	e5	f5	g5	h5
a4	b4	c4	d4	e4	f4	g4	h4
a3	b3	c3	d3	e3	f3	g3	h3
a2	b2	c2	d2	e2	f2	g2	h2
a1	b1	c1	d1	e1	f1	g1	h1

Felder des Brettes ersichtlich ist. Ein Zug wird dargestellt durch Bezeichnung des Feldes, auf dem der ziehende Stein steht, und weiter des Feldes, auf das er sich begibt. Beide Angaben werden durch einen Strich verbunden. Beim „Schlagen“ wird der Strich durch X ersetzt. Ist der ziehende Stein eine Figur, wird noch der erste Buchstabe seines Namens hinzugefügt. Beim Bauer geschieht dies nicht. Dies ist die vollständige Notation; bei der sogenannten „abgekürzten Notation“ (in den Anmerkungen und Erläuterungen) kann das Feld vor dem Strich wie auch der Strich selbst wegfallen. + bedeutet „Schach dem König“. 0-0 bedeutet die kurze Rochade; 0-0-0 die lange. „!“ hinter dem Zuge kennzeichnet diesen als einen starken, beachtenswerten Zug. „?“ bedeutet das Gegenteil. Diese kurzen Angaben werden einstweilen zum Verständnis unserer Schachspalten genügen.

Im allgemeinen werden die künftigen Schachspalten je nach Umständen aus Partien, Analysen, allgemeinen Aufsätzen über Schach, Problemen, Endspielen, Studien, Schachnachrichten, Briefkasten usw. sich zusammensetzen. Für heute beschränken wir uns auf ein sachliches Beispiel, und zwar auf eine Partie, die neulich in Amerika zwischen den bekannten Meistern Schowalter (Weiß) und Marshall (Schwarz) gespielt wurde. Zum Verständnis der Eröffnungsphase diene folgende allgemeine Betrachtung.

Verantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag: Koenigs-Druckerei u. Verlagsgesellschaft Paul Singer & Co., Berlin SW.

Da in der Anfangstellung der Steine die Wirksamkeit der Figuren hinter der Bauernkette eingeschränkt ist, dürfte einleuchten, daß der Hauptzweck jeder Eröffnungsphase in der vollkommensten und raschesten Bewegungsfreiheit der Figuren besteht. Am dienlichsten erscheint hierzu der Doppelschritt beider Zentrumsbauern; denn es ist klar, daß bei jeder anderen Methode die vollständige Bewegungsfreiheit der Figuren mindestens nicht so rasch vor sich gehen kann. Demnach bildet das Ringen der Parteien um den Doppelschritt beider Zentrumsbauern den allgemeinen Sinn einer jeden Eröffnungsphase bei korrektem Meisterspiel. In diesem Sinne ist für Weiß der Zug 1. e2—e4 wahrscheinlich als erster am stärksten, weil bei der analogen Antwort, in 1... e7—e5 bestehend, Weiß dem Doppelschritt des anderen schwarzen Zentrumsbauern (d7—d5) lange Zeit vielfach hinderlich sein kann, während ihm selbst d2—d4 immer zu Gebote steht. Jedoch die Eröffnung der gegebenen Partie war ein sogenanntes „Damengambit“, das durch folgende Reihenfolge der Eröffnungszüge entsteht:

1. d2—d4 d7—d5

Nunmehr ist zwar e7—e5 verhindert, aber e2—e4 ebenfalls! Diese letztere Möglichkeit strebt Weiß durch

2. e2—e4

an, indem er droht: entweder durch e4×d5 oder bei d5×e4 den Zug e2—e4 doch allmählich durchzusetzen. (Mit dem letzten Zug erhält die Eröffnung den Namen.) Schwarz tritt dieser Drohung am besten dadurch entgegen, daß er den Bd5 mit einem Bauer deckt, um im Falle von e4×d5 mit einem Bauer wieder nehmen zu können und somit noch immer e2—e4 zu verhindern. Dies geschieht am logischsten mit

2... c7—c6!

Denn der andere Bauernzug, (e7—e6 nämlich) würde gegen das erwähnte allgemeine Prinzip der möglichst vollkommenen Bewegungsfreiheit der Figuren verstoßen, indem hiernit der Le8 eingeschränkt wäre. Der mit dem letzten Zuge logisch verbundene Entwicklungsplan geht dahin, sobald als möglich den Le8 hinauszuspielen, um dann, ohne die Bewegungsfreiheit der Figuren zu beeinträchtigen, den Be7 wenigstens einen Schritt zu ziehen, nachdem sein Doppelschritt verhindert ist.

3. Sg1—f3

Weiß konnte zwar auch mit 3. Sb1—c3 die sofortige Entwicklung des Le8 verhindern. (Denn hierauf würde 3... Lf5? wegen 4. o×d5, c×d5; 5. Db3 dem Schwarzen einen Bauer kosten.) Jedoch besitzt 3. Sb1—c3 eine wichtige Schwachseite, weil es den sofortigen Doppelschritt des anderen schwarzen Zentrumsbauern zulassen würde. Es würde nämlich folgen: 3. Sb1—c3, e7—e5! und falls 4. d4×e5, (oder 4. e3, o×d4! oder 4. c×d5, c×d5; 5. Sf3, e4; 6. Se5, Sf6; 7. Da4?, Sbd7 usw.) so 4... d5—d4; 5. Sc3—e4, Dd8—e7; 6. Se4—d2, Sbs—d7!; 7. Sg1—f3 (Auf 7. f4? folgt Sg8—h6—f5—e3 mit Vernichtung) 7... Sd7×e5 usw. Zum Beispiel: 8. S×d4, S×o4; 9. Sbs, Da4; 10. S×o4, D×e4; 11. e3, Dg4 usw. mit Ausgleich. Oder 8. S×e5, D×e5; 9. Sf3, Lb4?; 10. Ld2, Dd6 usw. Schwarz hätte keinen Nachteil.

Der letzte Zug verhindert einstweilen ebenfalls die Entwicklung des Le8, ohne jedoch e7—e5! zuzulassen.

3... Sg8—f6!

Nicht günstig wäre das sofortige 3... Lf5 wegen 4. c×d5, c×d5; 5. Db3, De8!; 6. Sc3, e6; 7. Lf4 usw. mit starkem Angriff für Weiß (droht Sb5).

4. e2—e3

Auf 4. Sc3 könnte Schwarz mit 4... d×c4! antworten. Zum Beispiel: 5. e3, Lg4; 6. L×c4, e6; 8. Db3, b5; 9. Le2, Sbd7 nebst a7—a6 und c6—c5 usw. mit Ausgleich.

4... Le8—f5!

Es leichter spielte hier gegen Lascier minder gut. 4... g6?, wonach letzterer mit 5. Sc3 die Entwicklung des Le8 nicht mehr zuliess.

(5... Lg4?; 6. Db3. Oder 5... Lf5; 8. o×d5, e×d5; 7. Db3, Dd7; 8. Se5 usw.).

5. o4×d5 e6×d5

6. Dd1—b3 Dd8—c7

7. Sb1—c3 e7—e6

8. Lc1—d2 Sbs—c6

9. Ta1—c1

Bis hierher als angeblich für Weiß günstig von Dr. Larraich gekennzeichnet.

9... a7—a6

Gefährlich, um Ld6 zu ermöglichen, worauf Sb5 kommen würde. Schwarz konnte auch einfach mit 9... Le7 fortsetzen, weil hierauf 10. Sb5, Db6 dem Gegner nichts einbringt.

10. Sc3—e4 Lf8—d6

11. Sa4—b6

Ein schwacher Zug, der, ohne etwas zu erreichen, nur den Springer exponiert, und hiermit zu seiner Deckung die Dame fesselt. Vorzuziehen war 11. Sc5, Tb8 usw.

11... Ta8—d8

12. Lf1—e2 Lf5—g4

Verhindert die Rochade, wegen der Drohung L×f3 nebst L×h2.

13. h2—h3 Lg4—h5

14. 0—0

Sehr gewagt. Vorsichtiger war Sa4.

14... g7—g5

So aussichtslos dieses Bauernopfer zur Deckung der Linien auch aussieht, ist es vielleicht doch überflüssig; zumal Sf6—e4 nebst g7—g5 den Angriff auch ohne Opfer durchsetzen konnte.

15. g2—g4

Um g5—g4 zu verhindern.

15... Lh5—g6

16. Sf3×g5 h7—h5

17. f2—f4 h5×g4

18. h3×g4 Sf6—e4

19. Sg5×e4 Lg6×e4

20. Le2—f3?

Weiß besser war 'es, die Flucht mittels Kf2 zu ergreifen.

20... Le4×f3

21. Tf1×f3 f7—f5

22. Sb6×d5

Ein Verzweifelungsopfer. Aber die Drohung Dh7 läßt keine genügend Parade zu.

22... e6×d5

23. Db3×d5 Dc7—h7

24. Kg1—f1

Etwas besser war immerhin Kf2.

24... f5×g4

25. Tf3—f2 Ld6—e7

26. Dd5—g2 Dh7—d3†

27. Kf1—g1 g4—g3!

Derselbe Zug g4—g3 würde auch auf 27. Tf2—e2 entscheiden.

28. Dg2×g3

Zieht der Turm, so folgt Th2.

28... Le7—h4

29. Dg3—g2 Lh4×f2†

30. Dg2×f2 Ke8—d7

Aufgegeben.